

Helene Arnet

Die Brücken- bauerin

*Die Geschichte und die Geschichten
der Hélène Vuille*

WÖRTERSEH

Dieses Buch hat zwei Autorinnen.

Helene Arnets Text über Hélène Vuille erscheint in Schwarz.
Alles, was Hélène Vuille geschrieben hat, ist in Farbe gedruckt.

Die beiden widmen dieses Buch:

*Christoph, Ueli, Bruno, Edi, Markus, Bella, Alois, Theo, Lisa,
Walti, Silvana, Hampi, Michi, Pema, David, Reto, Aitor, Fränzi,
den Bewohnern der Bahnhofstoilette, Pierre, Karli, Paul, Tenu,
Alfred, Lee, Luciano, Khan, Ronni, der Frau im Tramb  uschen,
Kurt, Pietro, Artschu, Theresa, Dominique, Silvia, Simona,
dem Mann auf dem B  nkli, Nino, Paula, Herrn Brunner, Gertrud,
Christian, Andy, Lydia, Miritta, Antonio, Carolina, Hansj  rg,
René, Amir, Daniel, der Frau im P  rkli hinter dem Hauptbahnhof,
Denise, Sepp, Erich, Messinio*

»Die Haut darf nicht zu dick sein.«

Hélène Vuille

Inhalt

Vorwort	11
Baumnüsse und Geschichten	13
AM FLUSS	15
Nervensäge	17
DER MANN AUF DEM BÄNKLI	20
Der Schlaraffenland-Express	23
CHRISTIAN	26
Die Schulklasse	37
David gegen Goliath	40
Christophs Sicht: Das Wunderauto	43
BRIEF AN SELINA	46
Christophs Sicht: Eine innere Kraft	48
LORENZO	50
Eine Tür blieb verschlossen	52
Zahlen und Schicksale	56
FRAU KLEMATIS	59
Schreiben	67

Bärendreck	69
SAMY	71
Weder Kläger noch Richter	90
FLORINA	93
Die Haut darf nicht zu dick sein	103
Obdach	105
MANUEL	109
ALBAN	112
Ihnen ein Gesicht geben	118
FERNANDO	120
Schutzengel	129
MILENA	132
PRINZESSIN DER NACHT	136
Christkind und Kröte	138
Um halb neun wird das Buffet eröffnet	144
Hartnäckigkeit	148
Einsiedeln	151
HÉLÈNES GESCHICHTE	157
Weiterleben	161
LUKI	166
XENIA	171
Nachwort	182
GEDANKEN UND DANK	185

Vorwort

Vor vier Jahren hat Hélène Vuille das Buch »Im Himmel gestrandet« herausgegeben. Sie skizziert darin die Lebensgeschichten von Menschen, denen sonst kaum jemand Beachtung schenkt. Und die ihrerseits kaum einem Menschen so viel Vertrauen schenken, dass sie ihm ihre Lebensgeschichte erzählen würden. Indem Hélène Vuille Menschen, die an den Rand der Gesellschaft geraten sind, ein Gesicht gibt, hilft sie, Berührungsängste abzubauen. Wir Leserinnen und Leser erfahren dadurch die Geschichten »dahinter« und können beurteilen, was wir sonst oft vorschnell verurteilen. Hélène Vuille baut damit eine Brücke zwischen Menschen, die gestrandet, und Menschen, die gelandet sind.

Das Buch »Im Himmel gestrandet« hat viele berührt, ist aber nicht der Anfang der Geschichte. Am Anfang stand der Kampf von David gegen Goliath, von Hélène Vuille gegen den »orangenen Riesen« Migros: der Kampf gegen die Verschwendung von Lebensmitteln. Er dauerte vierzehn Jahre, kostete Nerven und ging an die Substanz. Wie der Kampf zwischen David und Goliath endet auch diese Geschichte mit dem Sieg des Kleinen gegen den Grossen – wobei Goliath nicht erschlagen, sondern einsichtig wurde. Denn auch hier gelang es Hélène Vuille, dass sich das Verbindende gegen das Trennende durchsetzte. Ein Kampf mit lauter Siegern also.

Für Hélène Vuille führte dieser Brückenschlag nicht nur zum vordergründigen Ziel, nämlich dass sie und ihr Team bis Ladenschluss nicht verkaufte Brötchen und Cremeschnitten an Obdachlose oder Asylbewerber verteilen dürfen. Die Brücke eröffnete ihr auch den Weg in eine andere Welt. Bei der Verteilung der Lebensmittel lernte sie »Menschen auf der Rückseite des Lebens« kennen, wie der Untertitel ihres ersten Buches lautet. Für die Frau, die wohlbehütet aufgewachsen ist, waren diese Begegnungen bedrückend und bereichernd zugleich.

Dieses Buch will die zwei Handlungsstränge verflechten. Es will aufzeigen, wie es dazu kam, dass heute in einer wachsenden Zahl von Gemeinden übrig gebliebene Tagesfrischprodukte bei Ladenschluss nicht mehr im Abfall entsorgt, sondern an bedürftige Menschen verteilt werden. Es will aber auch dem Wunsch dieser Menschen »auf der Rückseite des Lebens« nachkommen, eine Stimme in unserer Gesellschaft zu erhalten. Hélène Vuille hat diese Lebensgeschichten in der ihr eigenen anschaulichen und berührenden Erzählweise verfasst.

Nicht zuletzt will dieses Buch sich aber auch dieser erstaunlichen, liebenswürdigen Frau annähern, die – wenn es ihr Gewissen erfordert – mit dem Kopf durch die Wand geht.

Helene Arnet

Baumnüsse und Geschichten

Von Hélène Vuille geht niemand mit leeren Händen weg. Nach unserem ersten Treffen habe ich eine riesige Tasche voller Baumnüsse und ein Glas selbst gemachte Beerenkonfitüre in meiner Umhängetasche. Und gleich noch einige Geschichten dazu im Kopf.

Ich werde ab jetzt Hélène einfach nur beim Vornamen nennen, obwohl dies gegen die journalistischen Gepflogenheiten verstösst. Aber anders geht es nicht. Nicht weil sie etwas Kumpelhaftes hat, ganz und gar nicht. Aber sie hat etwas so Unmittelbares und Verbindendes, dass es schwer ist, professionellen Abstand zu wahren.

Die Stube ist hell, ich sehe hinaus in den Garten; ein halbes Dutzend farbiger Vogelhäuschen hängt an den Goldulmen und am Maulbeerbaum, am Nussbaum und an der Tränenkiefer. An einer Wand steht ein antiker Bündner Hochzeitsschrank, die zwei Stühle mit reich verzierter Lehne aus Arvenholz hat ihr Vater geschnitzt. Mitten im Raum und in einer eigens dafür eingelassenen Wandnische sind Marmorskulpturen ausgestellt, die ihr Grossvater gemeisselt hat.

Hélène stellt einen noch warmen Apfelkuchen auf den Tisch und muss schnell noch ein Heftpflaster auf den Handrücken kleben, denn sie hat sich am Ofen verbrannt. Das passiere ihr ständig, sagt sie. Weil sie immer alles gleichzeitig tue: kochen, Schrank aufräu-

men, Mails beantworten, und dann sei eben noch ein Telefonanruf gekommen.

Die ersten Geschichten, die sie erzählt, sind heiter. Sie handeln von den Eichhörnchen, die in ihrem Garten ein Paradies gefunden haben und dort Junge aufziehen. »Ihre feinen, auf dem Kopf aufstehenden Härchen lassen sie wie kleine Punks aussehen«, sagt sie. Sie erzählt von den Nachbarn, von denen viele auch Freunde sind. Vor mehr als dreissig Jahren ist sie mit ihrem Mann René und ihrem Sohn Raphael in diese gepflegte Einfamilienhaussiedlung in Birmensdorf bei Zürich gezogen. Der Garten grenzt an den Wald. Sie sagt: »Wir wohnen hier wirklich im Paradies.«

Unvermittelt wechselt die Farbe ihrer Rede. Von heiter zu bedeckt. Denn sie schaut hin, wo andere wegschauen. Zum Beispiel beim herbstlichen Sonntagsspaziergang einem Bach entlang, bei dem sie einen halb nackten alten Mann entdeckt, der anscheinend dort wohnt. Dutzende von Spaziergängern sind schon an ihm vorbeigegangen. Niemand hat sich für ihn interessiert. Niemand hat sich Sorgen gemacht, obwohl die Nächte schon bitterkalt sind.

Und schon beginnt sie, eine Brücke zu bauen. Erst ist es eine »Versorgungsbrücke«: Schnurstracks geht Hélène nach Hause und packt eine Reisetasche voll mit Lebensmitteln. Dazu kommen von Freundinnen und Bekannten gestrickte Wollsocken, von denen sie immer mehrere Paare bereithält, und ein warmer Trainingsanzug, den eine Nachbarin vorbeibringt. Und so bepackt, besucht sie den Mann, der ihr erzählt, dass er sich wohlfühle so allein im Wald. Nur wenn es ganz bitterkalt sei, schlafe er nicht draussen. »Er kam mir sehr geborgen vor in dieser Umgebung«, sagt sie. Nun verbindet die Brücke Menschen.

AM FLUSS

Ich lebe da unten am Fluss zwischen den verschiedenen Ahornarten, Eichen, Weiden, Birken und Sträuchern mit ihren weitverzweigten Wurzeln, die bis zum Flussufer reichen – ich lebe mit den unterschiedlichen Vogelarten, die mich tagsüber mit ihrem Gesang und ihren Stimmen unterhalten – ich lebe mit den Eichhörnchen und den Fledermäusen, welche sich in ihren Baumhöhlen ausruhen, um erst während der Dämmerung ihr Versteck zu verlassen und mit ihrer Jagd auf Nachtfalter, Fliegen, Mücken und Käfer zu beginnen.

Ich sehe die Feuerstelle, die grosse Holzbeige neben dem fein säuberlich zusammengetragenen Haufen Anfeuerholz, den uralten wackeligen Stuhl mit den schwarzen, vom Feuer angesengten Beinen – ich sehe die lang gezogene Biotoplandschaft mit dem Wasserdurchlauf, eine durchdachte und von Hand angelegte Oase, in der die kleineren Wasserbewohner geschützt vor den grösseren Jägern aufwachsen können. Und ich sehe die nackten Füsse des alten Mannes neben den feingliedrigen Wurzelausläufern – sie heben sich nicht ab, gerade so, als würden sich Wurzeln von Baum und Mensch in einer Symbiose ineinanderfügen. Für alle Flusslandschaftsbewohner zeigen sich unweigerlich die Regeln des Mit-

einanders und nicht des Nebeneinanders, und alle scheinen sich ihrer Zusammengehörigkeit bewusst zu sein.

Seit zwanzig Jahren betrachte ich das hier als mein Wohnzimmer – mein Zuhause. Nur zum Schlafen, wenn es kalt ist, habe ich ein Zimmer. Ich fühle mich eins hier mit der Einsamkeit, der Ruhe, der Flusslandschaft und ihren Bewohnern – mehr möchte ich nicht.



Sein furchiges Gesicht erinnert mich an eine liebevoll und verschmitzt lächelnde knorrige Wurzel. Als hätte er nie woanders gestanden, so steht er da, der kleine alte Mann, nur mit Unterhosen bekleidet – braun gebrannt und gegerbt seine Haut, als wäre er von der Natur gekleidet.

Er freut sich sichtlich über die Tasche mit den warmen Kleidern, Socken und Lebensmitteln, die ich ihm dalasse – auch darüber, dass ich ihn wieder besuchen werde. Und er hat gespürt, dass ich sein Gefühl, in dieser Flusslandschaft zu Hause zu sein, verstehe.

Nervensäge

Hélène ist heute noch entrüstet, wenn sie davon erzählt. Sie wollte kurz vor Ladenschluss in dieser Migros am Rande der Stadt Zürich ein Brot einkaufen. Und beobachtete dann, wie die Verkäuferin all die unverkauften Tagesfrischprodukte, die nicht lange haltbar sind, in diesen grünen Container kippte. Da lagen dann Cremeschnitten und Schinkenbrötli, Früchtebecher und Erdbeertörtchen wie Kraut und Rüebli durcheinander. Das sei so Vorschrift, antwortete die Verkäuferin und zuckte mit den Schultern, als Hélène sie entsetzt fragte, was sie denn da mit all den schönen Lebensmitteln mache. Hélène verlangte nach dem Chef.

Der Migros-Filialleiter wurde von einer zierlichen Frau mit dunkler Pagenfrisur erwartet. Neben ihr eine verdattert schauende Verkäuferin. Eines war ihm bald klar: Sein Feierabend würde sich hinauszögern. Hélène sah natürlich, dass er immer demonstrativer auf die Uhr schaute. Und sie merkte, dass sie ihm unsäglich auf die Nerven ging. Fast tat er ihr leid. Doch dann schaute sie wieder in das grüne Fass, in dem es aussah, als ob ein Erdbeben das Schlafraffenland verwüstet hätte. Und sie liess nicht locker.

Man kann sich gut vorstellen, wie der Mann sich fühlte: Das Anliegen dieser Frau war eigentlich sympathisch, aber nicht regelkonform. Ihm gingen die Argumente aus. Er war verunsichert,

wurde ungeduldig, rang nach Worten – und gab schliesslich nach, um sie endlich loszuwerden. Und so ging sie an diesem Abend mit der Zusage des Filialleiters nach Hause, sie könne am nächsten Abend die übrig gebliebenen Tagesfrischprodukte abholen, um sie an Obdachlose zu verteilen.

Der Filialleiter war sichtlich erleichtert, als die kleine energische Frau endlich abzog. Und er war überzeugt, dass das gerade Erlebte nur eine kurzfristige Laune einer Kundin war, die sich Luft gemacht hat. Dass er sie mit Sicherheit nicht mehr sehen werde. Dass es ausgestanden war.

Das war am 3. Dezember 1998. Und das war der Anfang.

Der Filialleiter kam durch sein Einlenken in Teufels Küche, weil er ja nur der Chef dieser Filiale war, aber viele Chefs über sich hatte, die nicht wussten, wie es ist, wenn man Hélène begegnet, die sich gegen einen Missstand wehrt. Die es noch nicht wussten.

Hélène sagt: »Wenn du etwas siehst, was nicht in Ordnung ist, dann ist es deine menschliche Pflicht, zu versuchen, das zu ändern.« Und sie sagt auch: »Ich bin diesem Filialleiter mein Leben lang dankbar, dass er eingelenkt hat.« Er wurde später fast zu einem Freund, freute sich, wenn sie kam. Er plauderte mit ihr, erzählte von seinen Plänen, ein Restaurant zu eröffnen, wo er sein eigener Chef wäre. Er hat diesen Plan verwirklicht.

Hélène ging an diesem Abend vor achtzehn Jahren nach Hause und war über sich selbst erstaunt. Und etwas besorgt darüber, was sie sich da eingebrockt hatte. »Mir war überhaupt nicht klar, was ich jetzt machen sollte.« Denn eigentlich hatte sie sich bis anhin keine Gedanken über Lebensmittelverschwendung gemacht – Food-Waste war für sie ein Fremdwort. Und sie kannte auch kein einziges Obdachlosenheim. So rief sie am gleichen Abend die Auskunftsnummer III an – die gab es damals noch – und fragte nach sämtlichen Obdachlosenheimen in der Stadt Zürich. Man dürfe

pro Anruf nur zehn Adressen angeben, sagte das Fräulein vom Dienst. »Macht nichts«, entgegnete Hélène, dann rufe sie eben mehrmals an.

Beim zweiten Zehnerpaket fand Hélène, was sie suchte. Ein Hospiz, das am Weg lag, also eine Tour von der Migros am Stadtrand zu ihrem Wohnort ergab. In ihrem ersten Buch nennt sie es Wohnheim an der Mondostrasse. Dort traf sie Manuel, Gabriel, Zeno ... Ihnen begegnen wir später wieder.

Nun fuhr Hélène dreimal die Woche bei Ladenschluss zur Migros-Filiale am Stadtrand, packte alle übrig gebliebenen Frischprodukte ein und brachte sie zum Hospiz.

Noch heute macht sie regelmässig die Schlaraffenland-Fuhr an die Mondostrasse. Wenn ihr etwas dazwischenkommt, springen ihr Mann oder ihr Sohn ein.



Es ist kurz vor acht, kurz vor Ladenschluss. Hélène wartet im Hintergrund, mustert den Aushang der Zeitungen, wo die Schlagzeile um eine Milliard rsgattin die Nachrichten über das Fl uchtlingselend an den Rand drängt. Noch deckt sich ein Kunde an der Gourmessa-Bar mit einem schnellen Znacht ein. Hélène zeigt auf eine Gartenbank, die in dieser Umgebung exotisch wirkt. »Hier sass jeweils Bella«, sagt sie. Das Schicksal der älteren Frau, die immer hier anzutreffen war – blond gefärbte Haare und pinkfarbene Lippen, zerschlissene Strümpfe – und sich jeweils in Mülltonnen ihr Essen zusammensuchte, beschäftigt sie stark. Bella, die plötzlich nicht mehr auf der Bank sass. Später nahm ein anderer ihren Platz ein.

DER MANN AUF DEM BÄNKLI

Ich denke an Bella, wenn ich den Mann so dasitzen sehe.

Wie oft habe ich mich gefragt, ob ich Bella wohl je wieder einmal sehen werde. An demselben Ort und auf derselben Bank ist sie gesessen – mit denselben zerrissenen Kleidern und denselben viel zu grossen Männerturnschuhen. »Mein Hab und Gut«, hat sie mir lächelnd erklärt und auf ihren Einkaufswagen gezeigt. Immer hat sie auf mich gewartet. Eines Tages ist sie nicht mehr gekommen. »Wo nur kann Bella sein?«, habe ich überall gefragt, und alle haben sie mir die gleiche Antwort gegeben. Gesehen haben sie sie schon – aber nicht gekannt.

Seit Wochen sitzt der Mann auf dieser Bank. Immer auf der linken Seite und immer zur gleichen Zeit, mit denselben abgetragenen, zerlöcherten Hosen, die nur noch entfernt an Flanell erinnern. Mit dem schmutzigen, abgenutzten und zu kleinen Hemd, das sich nicht mehr schliessen lässt, mit der ausgedünnten grünen Lodenjacke, die nicht mehr warm geben kann, in den verbrauchten, kaputten Wanderschuhen. Meistens schläft er – auch heute. Eine geöffnete, verlotterte Tasche, die wohl früher eine schwarze Reisetasche war, neben sich. Ich sehe alte vergilbte Zeitungen, das »20 Minuten«-Blatt zuoberst, ein paar zerfetzte Lumpen, eine Flasche Wein, ein Glas. Es ist kurz vor Ladenschluss. Ich setze mich neben ihn.